

## Besprechungen

1. *Words and Objections. Essays on the Work of W. V. Quine.* Edited by D. Davidson and J. Hintikka (Synthese Library). 8° (VII u. 366 S.) Dordrecht 1969, Reidel Publishing Company.
2. Quine, W. V., *Philosophy of Logic.* 8° (XIV u. 109 S.) Englewood Cliffs, N. J. 1970, 1973, Prentice-Hall.
3. Hintikka, Jaakko, *Logic, Language-Games and Information. Kantian Themes in the Philosophy of Logic.* 8° (X u. 291 S.) Oxford 1973, Clarendon Press: Oxford University Press.
4. Rescher, Nicholas, *Conceptual Idealism.* 8° (XIII u. 204 S.) Oxford 1973, Blackwell.

Einige Jahrzehnte hindurch haben viele Logiker und Sprachanalytiker geglaubt, daß die neuere Logik viele der alten philosophisch-metaphysischen Probleme als sinnlos ausweisen oder einer Lösung zuführen würde. Es hat sich jedoch immer deutlicher gezeigt, daß die „ewigen Fragen“ der Philosophie nicht so einfach zu beseitigen sind. Vielmehr erstanden sie im neuen Gewande. Dies gilt vor allem für das Problem der Grundlegung und der Realgeltung der logischen Gesetze, mit dem es alle die hier zu besprechenden Arbeiten im wesentlichen zu tun haben.

1. In seinem bekannten Werk „Word and Object“ (1960) hatte Quine noch versucht, den Sinn von Ausdrücken und die logischen Wahrheiten weitgehend behavioristisch-empirisch zu begründen. Eine Reihe von Logikern und Philosophen, die zwar die Bedeutung der von ihm herausgearbeiteten Probleme anerkennen, haben jedoch auch auf das Ungenügen dieses Ansatzes hingewiesen. Ihre Arbeiten sind zusammen mit Q.s Antworten und einer Bibliographie über seine Verfasserschaft in dem Sammelband „Words and Objections“ zusammengefaßt worden. Dieses Buch, das gleichzeitig als Festschrift zu Quines 60. Geburtstag gedacht war, enthält auch noch anderes Material, z. B. einen Aufsatz von R. B. Jensen über einen Widerspruchsfreiheitsbeweis des etwas modifizierten Quineschen Logiksystems NF und einen Aufsatz von G. Berry über die Notwendigkeit des Begriffsrealismus für die höheren Logiksysteme. – Die übrigen Aufsätze haben es jedoch mit Q.s „Word and Object“ zu tun. Dabei ist es freilich sehr problematisch, wenn man wie J. J. C. Smart Quines wissenschaftsphilosophischen Standpunkt als „realistisch“ kennzeichnet. Gegen einen echten Realismus bei Q. spricht nämlich, daß nach ihm die Existenzbehauptung für Gegebenheiten innerhalb einer Theorie nichts anderes besagt, als daß man solche Entitäten zur Durchführung einer Theorie voraussetzt. Eine sehr wohl berechtigte Kritik von E. Stenius, P. F. Strawson und P. T. Geach wendet sich gegen die von Q. geforderte Ersetzung aller Eigennamen durch prädikative Ausdrücke, um die Existenzvoraussetzungen bei Namen zu vermeiden. Man glaubt, daß dieses Verfahren dem Charakter der singulären Sätze nicht gerecht wird. Dagegen versucht H. P. Grice in seinem Aufsatz „Vacuous Names“ Q.s System durch ein besseres zu ersetzen. – Was Quines eigentliche Absicht in seinem Buch betrifft, so begrüßt man zwar, daß er versuchte, solche subjektiven Gebilde wie den intensional oder phänomenalistisch verstandenen Sinn von Ausdrücken zu beseitigen. Aber seine Kritiker wie G. Harman, E. Stenius, N. Chomsky, J. Hintikka, B. Stroud meinen zugleich, daß eine rein behavioristische Reduktion des Wortsinnes und der logischen Wahrheit auf empirisch beobachtbares Verhalten aufgrund von Sinnesreizen (stimulus-meaning) keine ausreichende Erklärung abgebe. Ebenso sind E. Stenius u. a. davon überzeugt, daß man nicht ganz ohne solche idealen Gebilde wie Aussagen (propositions) oder Tatsachen (facts) zwischen den sprachlichen Sätzen und der konkreten Wirklichkeit auskommt. Darüber hinaus setzen Stenius und Smart auch noch Q.s „flight from intensions“ in Frage, d. h. seinen Versuch, alle nichtkonkreten Gegebenheiten auf extensionale Gebilde (sprich „Klassen“) zu

reduzieren. – Weitere Aufsätze befassen sich mit den logischen Bereichen, welche über die elementare Prädikatenlogik hinausgehen, mit der Logik der indirekten Rede (*D. Davidson*), mit der Modalitätenlogik (*D. Føllesdal*) und mit der epistemischen Logik (*W. Sellars*). Die eigentliche Schwierigkeit in bezug auf die Quantifizierung in diesen Systemen kommt in *D. Kaplans* Aufsatz „Quantifying in“ ausführlich zur Sprache. Keiner der Aufsätze bietet eine zufriedenstellende Lösung der anfallenden Probleme. Allen aber ist gemeinsam, daß sie nicht sehen, wie man intensionale Gegebenheiten, also etwa außersprachliche Aussagen oder Begriffsinhalte, gänzlich vermeiden kann.

2. Diese Kritik hat sich auf Quines Darstellung in seinem Buch „Philosophy of Logic“ von 1970 ausgewirkt, welches 1973 mit gewissen Veränderungen neu gedruckt wurde. Nach wie vor möchte Q. alle vermittelnden Gegebenheiten zwischen den sprachlichen Sätzen bzw. Ausdrücken und der Wirklichkeit, also Aussagen, Tatsachen, Wortsinne u. a. beseitigen. Dabei seien jedoch keine antimetaphysischen Beweggründe im Spiel (3). Entscheidend sei nur, daß man kein ausreichendes Kriterium für die Äquivalenz solcher Sätze angeben könne, die den gleichen Sinn haben bzw. die die gleiche Aussage zum Ausdruck bringen (8). Ein extensionales Kriterium wie das der Austauschbarkeit von Sätzen und Satzteilen *salva veritate* genüge nicht in modalen und kognitiven Zusammenhängen. Ein stärkeres Kriterium wie das der Gleichheit objektiver Information lasse keine ausreichende Präzisierung zu weder durch Rückgriff auf die Verteilung aller Elementarpartikel in einer möglichen Welt noch durch Rückgriff auf die Gesamtheit aller möglichen Elementarerfahrungen. In diesem Zusammenhange nimmt Q. ausdrücklich von seinem früheren behavioristisch verstandenen Sinnkriterium Abstand (8). Als Grund dafür gibt er an, daß jede Einzelerfahrung immer schon in einen Gesamtzusammenhang von zu erlernenden Begriffen und theoretischen Sätzen eingebettet ist und daher niemals als eine isolierte Gegebenheit mit einem ebenso isoliert vorkommenden Satz verknüpft werden kann (5–7). Das Fehlen eines adäquaten Kriteriums mache es unmöglich, eine Aussage als Aussage aufzuweisen und von allen anderen abzugrenzen. Deshalb müsse man so etwas wie außersprachliche Aussagen überhaupt verwerfen. Als Kritik könnte man hier gegen Q. anführen, daß der Mangel an exakter Präzision noch lange nichts gegen das Vorhandensein intensionaler Gegebenheiten zu sagen braucht. – Nun möchte Q. aber keineswegs auf die Korrespondenztheorie der Wahrheit verzichten. Nach ihm ist daher die Wahrheit bzw. Falschheit von Sätzen (nicht aber von Aussagen) direkt von der Wirklichkeit (nicht aber von Gebilden wie Tatsachen) her zu bestimmen. Über die Struktur der Sprache, nicht aber über ihre Wahrheit spreche man in einer grammatischen Untersuchung, bei der es gelte, die unendliche Menge endlich langer und grammatisch zulässiger Zeichenreihen mit Hilfe eines endlichen Lexikons und endlich vieler (rekursiver) grammatischer Regeln festzulegen. Gegenüber den natürlichen Sprachen zeichnen sich die künstlichen Sprachen der modernen Logik gerade durch ihre exakte und eindeutige Konstruktion aus. Als Minimum sei erforderlich: ein Lexikon, bestehend aus Prädikaten und Variablen sowie vier Regeln (Prädikation, Negierung, Konjugierung und partikuläre Quantifizierung). Alles übrige wie Namen, Tempus der Verben, Adverbien, Modalitäten, kognitive Ausdrücke u. a. sei zu definieren oder auszuschalten. Für diese streng konstruierte Sprache, die der elementaren Prädikatenlogik entspricht, führt Q. mit Hilfe der von Tarski entwickelten Methode eine formale Definition der Wahrheit von Sätzen ein. Da in diesem Fall die Wahrheit bzw. Falschheit der komplexen Sätze aus der Wahrheit bzw. Falschheit ihrer elementaren Bestandteile folgt, bildet nur die Wahrheitsbestimmung dieser Komponenten ein Problem. Sie sind die eigentliche Kontaktstelle zwischen Sprache und Wirklichkeit. Obwohl Q. außerdem noch anhand von Grellings Paradox aufzeigt, daß eine solche Wahrheitsdefinition nur in einer Sprache formulierbar ist, die an sprachlichen Mitteln wesentlich reicher ist als die Sprache, in bezug auf welche sie formuliert wurde, so geht er doch viel zuwenig darauf ein, daß der Begriff der Wahrheit immer nur relativ zu einer Sprache zu bestimmen ist, in absoluter Weise aber durch eine Definition nicht eingeholt werden kann. In einem weiteren Schritt versucht Q. auch den Sonderfall der logisch wahren bzw. falschen Sätze zu bestimmen, da diese ja unabhängig von der Wahrheit und Falschheit ihrer elementaren Komponenten festgelegt werden müssen. Gegenüber

den in der modernen Logik üblichen und untereinander gleichwertigen Präzisierungen des Begriffs versucht er eine generellere Beschreibung der logischen Wahrheit aufgrund der gleichartigen grammatischen Struktur der logisch wahren Sätze. Obwohl er dabei auf große Schwierigkeiten stößt, meint er doch, eine solche Festlegung mit Hilfe rein sprachlicher Begriffe sei notwendig, wenn man andere Systeme als die der elementaren Satz- und Prädikatenlogik auf ihren logischen Charakter hin untersuchen will. Diese rein sprachliche Charakterisierung soll nach Q. keineswegs besagen, daß die Sprache allein Sätze logisch wahr mache und daß die logische Wahrheit nichts mit der Beschaffenheit der Welt zu tun habe. Entscheidend sei nämlich, daß die logischen Wahrheiten zwar beim Erlernen der Sprache miterfaßt werden, daß aber die Sprache und damit auch die Logik nur anhand von Wirklichkeitsstrukturen erlernt werden könne. Deshalb gebe es wohl Unterschiede zwischen logisch wahren Sätzen und wahren Sätzen der Naturwissenschaften, aber es bestehe keine haarscharfe Grenze. Natürlich seien Logik und Mathematik keine empirischen Wissenschaften, aber dennoch gebe es einen gradweisen Übergang von empirischen zu logischen Wahrheiten. Wir haben hier offenbar den Versuch einer realistischen Begründung der logischen Wahrheit vor uns, ohne daß dafür die Existenz idealer Gegebenheiten im platonischen Sinne vorausgesetzt werden muß.

3. *Hintikka's* Ansatz in seinem Buch „Logic, Language-Games and Information“ ist von etwas anderer Natur als Quines, wie schon der Untertitel „Kantian Themes in the Philosophy of Logic“ verrät. In den Artikeln, die hier zu einem Buch vereinigt sind, geht es auch diesem Verf. um die Sinndeutung der logischen Partikeln (insbes. der Quantifikatoren), um das Problem der Verbindung zwischen Sprache und Wirklichkeit und um die logischen Wahrheiten. In seiner Analyse der Sätze und Schlüsse der elementaren Prädikatenlogik glaubt er Strukturen zu entdecken, die den Hauptideen von Kants Philosophie der Logik und Mathematik entsprechen. In der mehr vom Realismus bestimmten semantischen Charakterisierung der Sätze der Prädikatenlogik war man nämlich oft davon ausgegangen, daß jedem Element eines vorausgesetzten Gegenstandsbereichs ein Name entspricht, und man hatte mit Hilfe dieser Namen eine Totalbeschreibung der Strukturen aller möglichen Welten und darauf der logischen Wahrheiten versucht. H. weist auf die Fraglichkeit dieser Voraussetzungen hin, da bei einem Allsatz ja keineswegs die Allheit der Elemente vorgegeben zu sein braucht und da man gewöhnlich nicht alle Elemente namentlich erfassen kann. – Um eine bessere Beschreibung quantifizierter Sätze und der entsprechenden logischen Schlüsse und Wahrheiten zu geben, modifiziert und präzisiert H. zwei Gedanken Wittgensteins: die Bildtheorie der Sprache und die Idee des Sprachspiels. Nach H. sollen nämlich nicht die quantifizierten Sätze selbst schon Abbilder von Sachverhalten sein, wohl aber die sog. „model sets“, die sich aus der Auflösung der betreffenden Sätze in ihre (logischen) Bestandteile ergeben. Da diese Auflösung nur sukzessiv nach gewissen Regeln geschehen kann, ist das Bild der Wirklichkeit mit dem Satz nicht einfach gegeben, sondern wird erst am Ende eines dynamischen Prozesses erreicht, sofern dieser überhaupt zu einem Endpunkt gelangt. Stößt man bei diesem Prozeß auf zwei unvereinbare Bestandteile, so ist damit die Widersprüchlichkeit des betreffenden Satzes und damit die logische Wahrheit seiner Negation gezeigt. Da sich aber zu einem Satz gewöhnlich unendlich viele Bilder konstruieren lassen und der Prozeß deshalb nicht an ein Ende zu kommen braucht, ist man meistens nur imstande, mögliche Arten von Bildern der Wirklichkeit zu konstruieren. Die Übereinstimmung von Bild und Wirklichkeit ist damit noch nicht gegeben, nicht einmal die Sicherheit, ob eine Sorte von Bildern überhaupt mögliche Bilder enthält. Zur Beseitigung dieses Defekts benutzt H. eine modifizierte Idee des Sprachspiels. Er versteht nämlich den Sinn des Existenzquantifikators „es gibt etwas derart, daß ...“ im Sinne von „es läßt sich etwas finden derart, daß ...“, wobei „finden“ freilich im weitesten Sinne (also nicht nur empirisch) verstanden werden soll. Will man hier gegen H. einwenden, daß Existieren nicht das gleiche ist wie Gefunden-werden-können, so muß man zeigen, was Existieren noch darüber hinaus besagt. Auch das Sprachspiel des Findens geschieht in einem Prozeß parallel zu dem der Konstruktion der model sets. Es ist gleichsam ein schrittweises Vergleichen eines Bildes mit der Wirklichkeit. Läßt sich etwas finden (d. h. gibt es etwas), das in bezug auf ein bestimmtes Bild der Wirklichkeit nicht zu einem Widerspruch führt, so ist damit gezeigt, daß das betreffende Bild der Wirklichkeit möglich ist. – Die

Verwandtschaft zu Kant liegt darin, daß nach H. bei der Verifizierung ein quantifizierter Satz nicht einfach mit der objektiven Wirklichkeit oder mit einer zeitlosen Idee einer möglichen Welt verglichen wird. Vielmehr spricht sich im Satz auch der vom Subjekt her zu bestimmende Prozeß des Findens und der Bildkonstruktion aus, und die Wahrheit des Satzes läßt sich nur in bezug auf diese Prozesse finden. Wenn H. auch die quantifizierten Sätze und logischen Schlüsse in einem konstruktivistischen Sinne, also ohne ideales Gegenüber, versteht, so liegt bei ihm freilich noch kein totaler Kantianismus vor, wonach dem konstruierenden Subjekt nur ein gänzlich unbestimmtes „Ding an sich“ gegenübersteht. Auch in anderer Hinsicht sieht H. eine Verbindung mit Kant. Unter den Regeln, welche die obigen Prozesse bestimmen, kommt auch die sog. Regel der „existential instantiation“ vor, die uns den Übergang von „es gibt etwas derart, daß . . .“ zu „A ist derart, daß . . .“ erlaubt, wobei „A“ ein beliebig zu wählender Name für ein festgelegtes Ding ist. Dieser Regel entspricht bspw. der Übergang von irgendeinem ganz unbestimmten Dreieck zu dem bestimmten und tatsächlich auf das Papier gezeichneten Dreieck, an dem dann Sätze für Dreiecke überhaupt bewiesen werden. Da es sich dabei nach Kant um ein „transzendentes Argument“ handelt, weil in ihm ein konkreter Fall a priori konstruiert und angeschaut wird, so muß man nach H. auch für die Logik solche transzendentalen Argumente annehmen. Dazu kommt noch, daß die eben erwähnte Regel gewisse logische Prozesse nicht trivial analytisch, sondern in einem gewissen Sinne zu synthetischen Prozessen macht. Deshalb lasse sich Kants Lehre von den synthetisch apriorischen Urteilen auch für gewisse logische Schlüsse und logisch wahre Sätze als gültig aufzeigen. Nicht einmal die elementare Logik als Ganze sei analytisch, sondern sie enthalte ein synthetisch apriorisches Element, was natürlich noch mehr für alle übrigen Wissenschaften gelte.

4. Rescher geht in seinem Buch „Conceptual Idealism“ einen Schritt weiter als Hintikka. Das zeigt sich schon darin, daß er Hegel und dessen Nachfolger zu Lehrmeistern machen will, wenn er sich auch sowohl in seinem System wie auch in seiner von der modernen logischen Analyse geprägten Methodik deutlich von diesen absetzt. Über die rein konstruktivistischen Elemente von Kants Philosophie geht er insofern hinaus, als er nicht nur ein apriorisches Element in den zur Wirklichkeitsinterpretation verwendeten Begriffsschemata annimmt, sondern gleichzeitig im Sinne des Idealismus eine grundsätzliche apriorische Prägung aller Begriffe durch den menschlichen Geist behauptet. Deshalb lasse sich die Wahrheit auch nicht durch einen Vergleich mit einer vom Verstande unabhängigen Wirklichkeit feststellen (Korrespondenztheorie), sondern sie sei aufgrund des widerspruchsfreien Zusammenhangs des Gedachten zu bestimmen (Kohärenztheorie). Die These von R.s „conceptual idealism“ läßt sich folgendermaßen formulieren: Wir erfassen die Einzeldinge eines Sektors der Wirklichkeit nur aufgrund eines Mechanismus der Konzeptualisierung, bei dem der Verstand die Gegebenheiten so bestimmt und transformiert, daß die dabei verwendeten Begriffe selbst nur unter Rückgriff auf die betreffenden Prozesse adäquat verstanden werden können. Es soll sich dabei nicht einfach um einen erkenntnistheoretischen Idealismus handeln, nach dem Gedachtes eben nur im Verstande sein kann, und auch nicht um einen ontologischen, nach dem alle Dinge der Wirklichkeit nur ein Werk des Verstandes sind, sondern um einen begrifflichen Idealismus, nach dem die Objekte als Begriffene stets so konstruiert sind, daß ihr Verständnis einen Rückgriff auf menschliche Prozesse erforderlich macht. Innerhalb dieses Rahmens erörtert R. dann die Verstandes-Abhängigkeit der reinen Possibilien, der möglichen Geschehnisse, der universellen Gesetzmäßigkeiten, der Einzeldinge, des Raumes und der Zeit, der Eigenschaften von Einzeldingen, der gesamten natürlichen Wirklichkeit und sogar des Verstandes selbst. Man vermißt freilich an vielen Stellen die Genauigkeit, welche eine solche Darstellung erforderte. Deshalb weiß man auch nicht recht, ob R. nur auf den unbestreitbaren Unterschied zwischen der spezifisch menschlichen Erkenntnisweise (modus quo) und dem Erkenntnisgegenstand (id quod) in jedem Erkenntnisakt aufmerksam machen will, oder ob er weit mehr behaupten möchte, nämlich eine Beseitigung des id quod zugunsten des modus quo.

Alle die hier angeführten Arbeiten zeigen, daß die klassischen Probleme der Philosophie nicht einfach tot sind. Sie zeigen außerdem, daß man jetzt an diese Probleme mit den feineren Werkzeugen herangehen kann, welche uns die moderne

logische Analyse zur Verfügung stellt und die bisweilen so technisch sind, daß sie kaum von Laien benutzt werden können. Trotz aller Verschiedenheiten läßt sich aber auch eine gewisse Tendenz erspüren. Einerseits stehen sie alle im Gegensatz zu einem naiven extremen Realismus platonischer Prägung. Andererseits scheint aber auch der etwas primitive Nominalismus der frühen Sprachanalytiker vergessen zu sein. Was zur Frage steht, ist das Verhältnis zwischen der realistisch-objektiven und der anthropologisch-subjektiven Komponente im menschlichen Erkennen.

R. Carls, S. J.

Carl, Wolfgang, *Existenz und Prädikation*. Sprachanalytische Untersuchungen zu Existenz-Aussagen. 8° (220 S.) München 1974. Beck.

Die letzten Jahre haben in der analytischen Philosophie eine gewisse Wandlung in der Einstellung ontologischen Problemen gegenüber zustande gebracht. Freilich meint man mit „ontology“ und „ontological commitment“ nur etwas, das mit der Existenz und den Existenzbedingungen von Gegebenheiten zu tun hat. Der Verf. möchte jedoch untersuchen, ob ein Zusammenhang mit Auffassungen der klassischen Philosophie besteht und wie dieser näherhin zu charakterisieren ist. Auch in dem neueren Ansatz seien echte philosophische Probleme verborgen, die man herauslösen könne, um so die Möglichkeit einer philosophischen Ontologie aufzuweisen. – Deshalb wendet sich C. zunächst in §§ 2–4 verschiedenen Interpretationen der Existenzsätze zu. Seit langem ist bekannt, daß sich die Existenzsätze in bedeutender Weise von den übrigen inhaltlich bestimmten Aussagen unterscheiden und daß sie sogar zu paradoxalen Konsequenzen führen, wenn man sie parallel zu diesen behandelt. In Existenzsätzen geraten Existenzvoraussetzungen und Existenzbehauptung in Konflikt miteinander. Dies habe dazu geführt, daß man den Existenzsätzen entweder die logische Form prädikativer Sätze abspricht (Russells „Theory of descriptions“) oder daß man bei ihnen alle Existenzvoraussetzungen bestreitet (Strawson, Pears, Cartwright). Beide Auffassungen lösen zwar das Paradox der Existenzsätze, aber sie machen nicht gleichzeitig verständlich, wie die Existenzvoraussetzungen der gewöhnlichen Aussagen zu rechtfertigen sind. Diesen Gesichtspunkt will jedoch C. in den Mittelpunkt seiner eigenen Analyse der Existenzsätze stellen. Dabei widmet er sich in §§ 5–7 vorzugsweise einer Analyse des Sonderfalls der nichtsingulären Existenzsätze („Löwen existieren“) und zeigt in § 8 außerdem noch, wie auch die singulären Existenzsätze („Sokrates existiert“) und die sog. „qualifizierten Existenzsätze“ („in der griechischen Mythologie gibt es . . .“) damit in Einklang zu bringen sind. – C. geht von der in der modernen Logik verbreiteten Auffassung aus, daß der prädikative Ausdruck „existiert“ in den partikularisierenden Quantifikator „für irgend etwas gilt, daß . . .“ umzuwandeln ist. Dadurch sei der Ausdruck freilich nur erklärt, nicht aber eliminiert (73). Während jedoch die modernen Logiker den partikulären Sätzen gewöhnlich eine logische Subjekt-Prädikat-Struktur absprechen und höchstens zugeben, daß sich der Subjekt- und der Prädikatsterm auf einen impliziten Sinnbereich beziehen müssen, will C. gerade durch Explizierung dieses impliziten Bereichs ein tieferes Verständnis für die Existenzsätze gewinnen. Jeder nichtsinguläre Existenzsatz wie „Löwen existieren“ könne in den quantifizierten Satz „für etwas aus dem Bereich G gilt, daß es ein Löwe ist“ und darauf in den partikulären Satz „einige G's sind Löwen“ umgeformt werden. Die Gleichwertigkeit dieser Sätze zeige, daß dasjenige, was im Existenzsatz durch das grammatische Subjekt bezeichnet wird, im partikulären Satz zerlegt und zu einer Aussage verbunden wird, und daß das grammatische Prädikat „existieren“ kein eigentliches Prädikat, sondern nur ein „Formwort“ ist. Deshalb lasse sich auch die Wahrheit eines Existenzsatzes nur dadurch überprüfen, daß man die Dinge, deren Existenz behauptet wird, auf einen größeren Bereich G beziehe und dann untersuche, ob die fraglichen Dinge in G vorkommen. Hier scheint C. freilich nicht richtig gesehen zu haben, zu welchen Folgerungen die Umwandlung der impliziten Sinnbereichsvoraussetzung in ein explizites Prädikat G führt. – Aus diesem Verständnis der Existenzsätze ergibt sich für C. die Notwendigkeit, diesen jeweils größeren Bereich G genauer zu untersuchen. Die Sprachanalytiker hätten zuwenig beachtet, daß ein solcher Bereich nicht beliebig gewählt werden kann. Beim Bemühen um die Festlegung eines Kriteriums für G kommt nach den Darlegungen des Verf. wieder eine Art „arbor Porphyriana“ zu ihrem Recht, da der größere